Eine tapfere Frau.

Criminalroman von Frederick Wieks.

(13. Fortsetzung.)

Die Leute hatten mittlerweile alle Fenster der Parterreräumlichkeiten eingeschlagen, den Inhalt des Theerfasses hineingeschüttet und das Faß selbst angezündet. In wenigen Minuten stand das ganze Gebäude in hellen Flammen, und schwarzer, dichter Rauch umhüllte es. Als plötzlich ein Windstoß den Rauch ein wenig zertheilte, bemerkte Isabella eine Gestalt die auf dem Dache des brennenden Gebäudes umherkroch. Auch die Menge wurde der Gestalt ansichtig und brach in ein Jubelgeschrei aus, als sie sich überzeugte, daß es Cope sei, den die Hitze und der Rauch aus seinem im ersten Stock gelegenen Zimmer dorthin getrieben hatte. Er schwebte in furchtbarer Gefahr, die Stiege stand bereits in Flammen, nirgends ein Ausweg aus diesem Feuermeer. Cope wußte ganz genau, daß die Leute ihn lebendig verbrennen sehen wollten und daß sein Schicksal kein besseres wäre, wenn er jetzt in ihre Hände fiele, da die Nagelschmiede ihn haßten. Ein Menschenalter hindurch hatte er sie gequält und ihnen das Lebensmark ausgesogen, wie süß mußte jetzt die Rache sein! Das Alles schoß ihm blitzartig durch das Gehirn, während er auf dem Dache umherkroch und auf ein Rettungsmittel sann. Alles war besser, als in die Hände der Leute zu fallen. Plötzlich entdeckte er einen unbedachten Schuppen, der zur Aufnahme von Brucheisen und unbrauchbarem Werkzeug gedient hatte und der bisher von den Flammen verschont geblieben war. Er bahnte sich den Weg durch den dichten Rauch in sein Zimmer zurück, umwickelte rasch seinen Körper mit drei Flanelldecken und stürzte sich, wo der Rauch am dichtesten war, in den offenen Schuppen hinab. Hier lag er dann mit gebrochenen Gliedern und ohnmächtig, aber von der Menge unbelästigt.

So lange das Gebäude lichterloh brannte, stand auch die Aufregung des Mobs auf dem Siedegrad, und zahllose Flüche gegen Cope stiegen mit den Flammengarben zum Himmel empor. Als aber das Dach krachend zusammenstürzte, kühlte sich auch ihr Zorn ab: sie hatten ihr Rachegefühl befriedigt, ihren Peiniger bestraft, es blieb ihnen nichts übrig, als in größeren oder kleineren Gruppen in ihre Hütten zu wanken, denn mit der Abspannung stellte sich auch langsam die Reue ein.

Isabella zweifelte zwar keinen Augenblick daran, daß Cope in den Flammen den Tod gefunden habe, aber sie fragte sich doch, ob sie sofort nach Dudley um Hilfe zurückfahren oder Jakobs den Kutscher auf die Suche nach Cope ausschicken sollte, vielleicht fand man ihn noch lebend unter den rauchenden Trümmern. Sie entschied sich für das letztere. Die Hitze und der Rauch waren aber noch so groß, daß die beiden Männer nur von außen das Gebäude umgehen konnten. Sie kamen auch zu dem offenen Schuppen, der kein weiches Bett bot. Das scharfe Auge Jakobs entdeckte in der Mitte desselben ein rauchendes und glimmendes Deckenbündel. Neugierig näherten sich die beiden demselben und bemühten sich, es zu öffnen; sie fanden darin den ohnmächtigen Cope, dessen rechtes Bein bis zur Unkenntlichkeit verkohlt war. Sie trugen ihn aus dem Qualm an die frische Luft, löschten die glimmenden Kleider, und da er noch leise athmete, beschloß Isabella, ihn nach Dudley zu führen. Der Verwundete wurde in den Wagen gelegt und blieb während der ganzen Fahrt besinnungslos. Sie und die Zofe nahmen neben dem Kutscher auf dem Bock Platz. Selbst während der herbeigeholte Arzt einen Bruch beider Arme und eine furchtbare Verbrennung beider Beine konstatirte, gab Cope kein Lebenszeichen von sich.

Da der Arzt die Behandlung nicht zu übernehmen wagte, ließ Isabella einen bekannten Chirurgen und eine geschulte Wärterin aus London kommen. Dr. Prod gab indeß wenig Hoffnung, den Schwerverletzten am Leben erhalten zu können.

Nachdem Isabella, von rein menschlichen Gefühlen geleitet, alles zur Rettung des alten Mannes gethan hatte, begann sie über die Consequenzen ihrer Handlungsweise nachzudenken. Sie war eine zu ehrliche Natur, um sich nur einen Augenblick einzureden, daß sie die Genesung des Verhaßten aus einem anderen Grunde wünsche, als um Thresher zu dienen. Sie wußte, daß nur Cope allein den Geliebten retten könne, und sie besaß das Mittel, um ihn dazu zu zwingen. Es mußte alles aufgeboten werden, um ihn am Leben zu erhalten, damit er ein anderes, ihr theures Leben erhalten helfe. Wenn Cope ihre Beweggründe geahnt hätte, er wäre aus Bosheit und Trotz nicht mehr erwacht. Aber als er endlich zum Bewußtsein kam, wußte er nichts und dachte an nichts anderes, als daß er lebe und seine Rettung seiner eigenen Pfiffigkeit verdanke. Es dauerte eine volle Woche, ehe er erfuhr, was Isabella für ihn gethan.

Während dieser ganzen Zeit glich er einer Mumie. Beide Arme lagen in einem Gypsverband, seine Beine waren dicht mit Watte umwickelt, um den Luftzutritt zu den Brandwunden zu verhindern, und sein abgemagertes, hageres Gesicht war mit Pflaster verklebt, da er sich beim Sprunge eine Rißwunde auf der Wange zugezogen hatte. Er wüthete förmlich gegen das Schicksal, denn trotz seines hohen Alters war dies seine erste wirkliche Krankheit. Im Laufe seines bewegten Lebens hatte er sich systematisch zahllosen Gefahren ausgesetzt, aus denen er stets mit heiler Haut davongekommen war, so daß es bei ihm zur fixen Idee wurde, seine Rettung sei stets die Folge seiner wohldurchdachten Pläne gewesen, die von der Vorsehung selbst gebilligt würden. Nach und nach entwickelte er sich zu einem eingebildeten und eingefleischten Egoisten. Was er that, was er plante und was er wollte, mußte richtig, unzweifelhaft richtig sein. Schlug ihm etwas fehl, so geschah dies nicht durch seine Schuld, sondern der Zufall, oder das Schicksal mußte dafür verantwortlich gemacht werden. Er, Cope, war unfehlbar, so unfehlbar, daß er keinen Augenblick fürchtete, in die Brightoner Sensationsgeschichte verwickelt zu werden. Wenn ihm Jemand nahegelegt hätte, daß sich der Verdacht doch auf ihn lenken könne, würde er ihm in's Gesicht gelacht haben. Eine solche Möglichkeit kam ihm nicht in den Sinn; seine durch die Rachsucht der Nagelarbeiter erfolgte Hilflosigkeit versetzte ihn nur in die denkbar verdrießlichste Laune, die er seine Umgebung fühlen ließ.

Isabella wollte nicht, daß er erfahre, welche Rolle sie bei seiner Rettung gespielt. Unglücklicherweise aber befand sich Jakobs gerade im Krankenzimmer, als Cope zum Bewußtsein erwachte. Verwundert blickte er um sich und als er zu der Ueberzeugung kam, daß er kein Glied rühren könne, richtete sich sein ganzer Zorn gegen den Lakai:

„Was soll das bedeuten?" fragte er ihn unter den wildesten Flüchen und Schmähworten. „Eine nette Situation das, wie ein Wickelkind liegen zu müssen! Wie kommen S i e hierher? Sie Affengesicht!"

„Die Plötzlichkeit des Angriffes, die Fluth von Flüchen brachten Jakobs außer Fassung, und er sagte gerade das, was er hätte verschweigen sollen.

„Frau Cope hat mich hergebracht!"

„Den Teufel auch!" schrie Cope und fiel in eine neue schwere Ohnmacht. Als er aus dieser endlich erwachte, befand sich die Pflegerin bei ihm. Sie hatte sein Erwachen bemerkt, aber sie überließ es dem Patienten, ein Gespräch zu beginnen. Dieser überlegte eine Weile, ehe er fragte:

„Sind Sie die Krankenpflegerin?"

„Jawohl, mein Herr! Fühlen Sie sich schon etwas besser?"

„Wer hat Sie aufgenommen?"

„Frau Cope."

„Zum Teufel," fuhr er auf, faßte sich aber rasch und fragte nach einer Weile mit sanftem Lächeln:

„Woher wußte Frau Cope, daß ich krank bin?"

„Sie hat Sie gefunden."

„Sie hat mich gefunden? Wieso?" rief der alte Mann.

„Ja, halb verbrannt, in Halesowen; aber jetzt sollen Sie wieder schlafen."

„Nein, ich will und werde nicht schlafen, bis Sie mir haarklein erzählt haben, wie ich hierher gekommen bin," schrie er laut und aufgeregt, so daß die Wärterin es gerathener fand, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie erzählte ihm, was sie selbst wußte. Die Augen des Patienten glühten förmlich, als sie ihm von der zufälligen Anwesenheit seiner Frau auf dem Brandplatze berichtete. Ein boshafter Entschluß spiegelte sich auf seinem wuthverzerrten Gesicht; er sprach kein Wort, aber die Wärterin ersah aus den großen Schweißtropfen, die auf seiner Stirn perlten, daß sie Unrecht gethan, ihm die Geschichte zu erzählen.

„Wo ist Frau Cope?" zischte er nach einer Weile.

„Ich weiß nicht," entgegnete die Wärterin. „Sie sollten wirklich zu schlafen versuchen."

„Sie lügen! Sagen Sie mir die Wahrheit!" herrschte er sie an, so daß die Aermste endlich eingestand, Frau Cope befinde sich im Hotel.

„Schaffen Sie sie herbei! Sofort! Ich will es!"

Die Wärterin begab sich hinaus und überlegte, was zu thun sei, um den Patienten zu beruhigen. Am Ende würde ihn die Anwesenheit seiner Frau noch mehr aufregen. Sie zog Isabella zu Rathe und diese folgte, als ob sie die zärtlichste Gattin wäre, sofort dem Rufe ihres Mannes, was die Wärterin nur natürlich fand.

„Ich verdanke also meine gegenwärtige Lage Ihnen, Madame," zischte er sie an.

„Ich konnte nicht anders handeln," gab sie zu.

„Was? schrie er. „Sie rühmen sich noch der That?" Und wilde Flüche entrangen sich seinen Lippen; seine Augen rollten vor Wuth, in der Meinung, daß sie die Nagelarbeiter gegen ihn aufgehetzt habe. Nach und nach begriff sie seine Anschuldigungen, unterdrückte ihren Zorn und sagte blos:

„Wenn Sie sich etwas beruhigt haben werden, möchte ich mit Ihnen sprechen."

„Jetzt oder nie!" herrschte er sie an, als er bemerkte, daß sie das Zimmer verlassen wollte. Isabella zögerte einen Augenblick, dann aber sagte sie muthig:

„Ich bin Ihnen nach Halesowen nachgefahren, weil man David Thresher des Mordes an den beiden Dienstmädchen in Brighton angeklagt und —"

„Er wird dafür hängen, je früher, desto besser!"

„Das wird er nicht, denn Sie wissen, daß er unschuldig ist!" entgegnete sie, die letzten Worte betonend.

„Schuldig oder nicht, er kommt an den Galgen!" beharrte Cope boshaft.

„Nein, denn S i e werden ihn retten, weil Sie wissen, daß er unschuldig ist," erklärte nun Isabella mit Bestimmtheit.

„Ich weiß es nicht und will es nicht wissen! Am liebsten würde ich ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen, wenn ich könnte!"

„Soll ich noch deutlicher sprechen?" fragte Isabella. Sie stützte sich mit der Linken an die Lehne eines Stuhles, der in der Nähe des Bettes stand, und bohrte ihren Blick auf das Gesicht des Kranken, das bei ihrer Frage eine sichtliche Unruhe verrieth. Da er nicht antwortete, fuhr sie mit fester Stimme fort:

„Ich sah den Mann, der in jener Nacht in's Haus schlich, eintreten und auch verlassen."

„Wirklich? Was weiter?" spottete er.

„Es war nicht David Thresher, das wissen S i e am besten!"

„Sie lügen!" schrie er wild auf.

„Ich lüge nicht und Sie werden mir helfen, meinen Freund von der furchtbaren Anklage zu befreien."

„Das werde ich nicht! Lieber sterben! Wenn ich ihn auf dem Galgen zappeln sehen werde, werde ich glücklich sein! Ich hasse ihn, weil Sie ihn lieben!"

Mit derselben Ruhe wie bisher ließ sie die Verwünschungen ihres Mannes über sich ergehen. Als er schwieg, sagte sie entschlossen:

„Wenn Sie sich meinem Wunsche nicht fügen wollen, werde ich auf eigene Faust handeln. Morgen Nachmittag verlasse ich diesen Ort, morgen Mittag werde ich mir Ihre Antwort abholen lassen."

„Sie können sich diese Mühe ersparen, denn ich habe niemals meine Vorsätze geändert und werde es auch diesmal nicht thun!"

Isabella wollte antworten, als er plötzlich hinzufügte:

„Warten Sie ein wenig." Er sagte dies in einem Tone, der auf Nachgiebigkeit schließen ließ, und fügte hinzu:

„Die Wärterin soll kommen!"

Diese hatte während der ganzen Zeit im Gang gewartet; als sie eintrat, blickte Cope sie flehend an.

„Der Doctor hat sie zu meiner Pflege ausersehen?"

„Jawohl, mein Herr!"

„Dann ist es Ihre Pflicht, mich vor jeder Gefahr zu schützen?"

„Jawohl."

„Sorgen Sie also dafür, daß dieses Weib in längstens einer Stunde das Haus verlasse!" schrie er wild auf. „Es ist meine Frau, aber sie will mich ermorden! Sie ist die Geliebte des Brightoner Giftmischers, sie hat meine Arbeiter aufgehetzt, mich zu Grunde zu richten, und sie ist hergekommen, um mich zu vergiften. Fort mit ihr, fort, fort!"

Während Isabella von der Wärterin hinausbegleitet wurde, huschte ein Ausdruck teuflischer Freude über sein Gesicht. Er triumphirte! Auch als Krüppel verstand er noch zu siegen! Seine Frau mußte vor ihm das Feld räumen.

27.

Ohne die große Leidenschaft, die ihr Sein erfüllte, wäre Isabella verzweifelt. Ihre Ohnmacht, dem Freunde in der schweren Prüfungszeit werthtätig helfen zu können, drückte sie fast nieder. Sie hatte gehofft, ihrem feigen Gatten Furcht einzujagen und ihn so zu zwingen, Threshers Unschuld zu beweisen, statt dessen hatte der eingefleischte Bösewicht das Heft umgekehrt und ihr niederschmetternde Anklagen in's Gesicht geschleudert, die ihre Hoffnungen zerstörten, so daß sie selbst sich all' der Verbrechen fast schuldig fühlte, die er ihr zuschrieb.

Die meisten Frauen wären unter der Wucht solcher Verhältnisse zusammengebrochen, hätten ihrem gepreßten Herzen wenigstens in einer Thränenfluth Luft gemacht; nicht so die charakterfeste Isabella. Keine Thräne netzte ihr Auge. Sie ging streng mit sich zu Gericht, hielt Einkehr in sich selbst, und das schützte sie vor Verzweiflung. Sie grollte dem Schicksal, das ihr ungerechterweise solch' schweres Leid zuschickte. Was sie auch in diesem Leben verbrochen, stand ihrer Ansicht nach in keinem Verhältniß zu den fast unerträglichen Schicksalsschlägen, mit denen sie im letzten Jahre heimgesucht worden war. Aber Niemand sollte sich rühmen, sie schwach gesehen zu haben!

Bisher hatte sie nie daran gedacht. Threshers mitternächtlichen Besuch als ungehörig zu betrachten; sie hielt es vielmehr für ihr gutes Recht, nachdem ihr Vater sie durch eine abscheuliche List in die Ehe mit Cope gedrängt, ihrem Freunde Aufklärung zu geben. Da sie bei Tag unliebsame Störungen von Seiten der neugierigen Lady Arabella fürchtete, hatte sie Thresher gebeten, sie zu jener ungewöhnlichen Stunde zu besuchen. Erst Copes furchtbare Anklage, daß sie die Geliebte des Giftmischers sei, öffnete ihr die Augen vollends, und obgleich sie bei allen bisher unternommenen Schritten zur Rettung ihres Freundes nie an die Gefährdung ihres eigenen Rufes gedacht hatte, begann sie jetzt ihre Lage als außerordentlich gefährlich zu betrachten, was wieder auf David zurückwirken konnte.

Copes giftige Worte hatten sie wie Keulenschläge getroffen, und der sie schützende Schild — ihre Kenntniß seiner Schuld — hatte sich als schwach und nutzlos erwiesen. Er zersplitterte in ihrer schwachen Hand. Sie hatte den Angriff provocirt und war vollständig erlegen.

Was sollte sie nun beginnen? Sie brauchte einen Rathgeber und Beschützer; an wen konnte sie sich wenden? An ihren Vater, den Abgeordneten von Buckton, den Anwalt aller Bedrängten in fernen Landen? Verdankte sie nicht seinem Egoismus all' ihren Jammer und Seelenschmerz? Hätte es so kommen müssen, wenn der Phrasenheld wirklich das Wohl der Seinen vor Augen gehabt hätte, statt nur sein eigenes? Nein, nein, mit dem Vater hatte sie für immer abgeschlossen! Ihm wollte und konnte sie ihren Kummer nicht anvertrauen! Und ihr einziger Bruder? Der war leider das verschlechterte Ebenbild seines Vaters! Sie hatten nichts mit einander gemein. Sie mußte schon trachten, mit sich selbst fertig zu werden, so gut es ging.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, verschwand auch ihre Schwäche wieder; sie klingelte und ließ die Wärterin kommen.

„Wie geht es meinem Mann?"

„Er flucht und tobt noch immer. Ich glaube, es wäre besser, wenn die Dame ihn nicht wieder besuchen wollte, bis der Arzt dagewesen ist, denn Ihr Anblick scheint ihn sehr aufzuregen. Er rast förmlich. Gott verzeihe ihm die Sünde, solche Flüche habe ich noch aus keines Menschen Munde gehört! Man könnte sich rein fürchten! Zum Glück kann sich der Herr nicht rühren!"

„Sagen Sie ihm, bitte, daß ich mit dem nächsten Zuge nach London zurückreise."

„Begreiflicherweise. Schwer Kranke haben oft ihre Launen, denen man sich am besten fügt, um sie nicht aufzuregen," bemerkte die Wärterin. „Helfen können Sie ihm ja doch nicht!"

Isabella reiste wirklich mit dem nächsten Zuge nach London und schickte sofort nach ihrer Ankunft um Ware, der sich beeilte, ihrem Rufe zu folgen. Was jeder kluge Mensch unter ähnlichen Umständen gethan haben würde, rieth auch er ihr: Die schwierige Angelegenheit in berufenen Händen zu lassen und sie nicht durch Verkettungen von neuen Umständen zu compliciren. Für ein liebendes Weib eine schwere Aufgabe!

28.

Die Gladiatorenkämpfe des alten Rom werden bei uns durch die modernen Gerichtsverhandlungen ersetzt, welche die brutalen Instinkte der Zuschauer kaum minder erregen. Im Verhältniß zu der Gefahr und den Leiden des Opfers steigert sich das Vergnügen der Zuschauer. Die Vertheidiger, Zeugen und Gerichtsbeamten wissen sehr wohl, daß sie zu Mitwirkenden einer theatralischen Schaustellung werden, sobald sich die Gallerien zu füllen beginnen und das Publikum sich in den Gerichtssaal drängt. Je sensationeller der Fall, desto größer der Andrang; selbst der Richter ist oft nicht frei von Schaulust.

Die Schlußverhandlung gegen David Thresher bildete ein wichtiges Ereigniß, das man sich nicht entgehen lassen wollte. Nicht nur, daß er der besseren Gesellschaftsklasse angehörte, er war auch jung, hübsch und excentrisch. Von seiner Schuld waren die Meisten überzeugt. Denn wenn er unschuldig gewesen wäre, stünde er ja nicht auf der Anklagebank. Ueber das Motiv seiner That gingen die Meinungen auseinander. Die Einen behaupteten, daß er zwar nicht die Absicht gehabt habe, die beiden Frauen, deren Namen er nie zuvor gehört und die er nie gesehen hatte, zu vergiften, sondern daß sich seine Bosheit gegen Isabella richtete, die ihn zurückgewiesen hatte, während die Anderen der Ansicht zuneigten, daß er Fraulein Wiscomb nach dem Leben getrachtet hatte. Die öffentliche Meinung war überzeugt, daß Rache und nicht Geiz den jungen Mann zu der Missethat getrieben habe, und diese von den Meisten getheilte Auffassung machte die Schlußverhandlung nur noch anziehender. Eifersucht und Rache sind, vom dramatischen Standpunkt betrachtet, weit populärere Verbrechermotive als Geiz. Das Publikum hat nun einmal seit jeher eine Vorliebe für das Melodramatische.

Der Mangel an thatsächlichen Beweisen kennzeichnete, wie so viele, auch diesen Justizfall. In der Regel sind solche nur schwer zu erlangen, und die Fähigkeit des logischen Denkens ist nicht allgemein genug, um denselben die nöthige Wichtigkeit beizumessen; ob das Publikum es nun mit wirklichen Fällen oder mit erfundenen zu thun hat, das Resultat bleibt das gleiche. Das Publikum wäre nie begeisterungsfähig, wenn es kein Unrecht auf der Welt gäbe, gegen das es sich auflehnen könnte. Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit sind nur dann erstrebenswerth, wenn man sie erkämpfen muß. Was wäre die Welt ohne Skandale und Sensationsprocesse? Als Held eines solchen erregte David Thresher das allgemeine Interesse, die Vertreter sämmtlicher Gesellschaftsklassen strömten zur Schlußverhandlung herbei. Wie geschmeichelt mußte er sich fühlen durch diese „Ehre", die man ihm bezeugte!

Isabella fühlte sich inmitten der drängenden Menge ganz verlassen. Um der Verhandlung unbeachtet beiwohnen zu können, hatte sie sich auf die Gallerie begeben. Rechts von ihr saß ihr Freund auf der Anklagebank, links der Richter, die Geschworenen gegenüber, zahlreiche Juristen und die Vertreter der Presse nahmen die Tribünen ein. Das nach Aufregungen dürstende Publikum suchte sich die besten Plätze zu sichern, auch die Wissenschaft war durch viele Jünger vertreten, die gekommen waren, um psychologische und psychiatrische Studien zu machen. Mitglieder der „vornehmen" Gesellschaft, denen man die besten Sitze angewiesen hatte, erschienen, weil sie eben Mitglieder der vornehmen Gesellschaft waren, die sich überall zeigen mußten, damit ihre Namen von aller Welt genannt werden. Alle Anforderungen an eine modernste Gratisschaustellung waren erfüllt, die Anspruchsvollsten hätten sich kein empfindsameres, interessanteres Opfer wünschen können, als es der Angeklagte war. Selbst der sonst ziemlich humane Richter beglückwünschte sich im Stillen, gerade in diesem Falle amtiren zu dürfen, und der eitle öffentliche Ankläger, der zwar immer große Stücke von sich hielt und wie ein Schauspieler posirte, strahlte förmlich vor Freude darüber, seine Anklage vor einem so überfüllten Hause vorbringen und damit als bekannter Redner neue Erfolge erzielen zu können. Ein Menschenkenner hätte in diesem Gerichtssaale die merkwürdigsten Studien machen können, und ein Philosoph wäre zu den seltsamsten Schlußfolgerungen gekommen, die für die Gesammtmenschheit nicht gerade sehr schmeichelhaft ausgefallen wären. Wie die alten Römer im Amphitheater, so harrten die hier Versammelten mit gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden, und freuten sich auf ein seltenes „Vergnügen." Nur Thresher und seine nächsten Freunde machten eine Ausnahme und begriffen den Ernst der Situation.

Die Verhandlung begann nach bekanntem Muster. Alles wartete mit athemloser Spannung auf die Rede des öffentlichen Anklägers, der seine wichtige Rolle kannte und mit dem entsprechenden Pathos begann. Er skizzirte in kurzen Worten den schrecklichen Fall, donnerte gegen die Entartung des Menschengeschlechts im Allgemeinen und gegen die des Angeklagten im Besonderen, der der besten Gesellschaftsklasse angehöre, und ließ sich dann auf die einzelnen Beweise ein, die keinen Zweifel übrig ließen, daß Thresher und nur dieser der Schuldige sein könne, und fuhr dann fort: „Man fand in seinem Besitze einen Schlüssel, der genau in das Schloß der Brightoner Hausthür paßte. Der Angeklagte gibt zwar an, daß dieses Schloß eines derjenigen sei, wie sie die Firma Schrieber & Co. in ihren Geschäftslocalen benutze, und daß Herr Foyle es auch in dem von ihm in Brighton gemietheten Hause habe anbringen lassen. Da der Angeklagte noch kurz vorher Theilhaber der Firma gewesen sei, habe man den Schlüssel, den er für sein Büreau zu benutzen pflegte, bei ihm gefunden. Das Gravirende bei der Sache ist eben, daß er den Schlüssel besaß und nach Belieben in das besagte Haus eintreten konnte. Und ich frage: warum hat er den Schlüssel nicht abgetreten, als er aus der Firma austrat? Es mag wahr sein, daß Herr Foyle das Schloß in Brighton zu seiner eigenen Bequemlichkeit an die Thür nageln ließ und daß der Angeklagte nicht wußte, daß der Schlüssel passe, aber kann letzteres bewiesen werden? Kann man nachweisen, ob Jemand etwas weiß oder nicht? Was man aber nachweisen konnte und was nachgewiesen wurde, ist, d a ß er sich in dem Besitze des Schlüssels befand, der vollkommen in das Schloß paßte. Die Herren Geschworenen müssen bedenken, daß von dem Besitze des Schlüssels bis zur Benutzung desselben nur ein kleiner Schritt ist. Wie leicht kann Thresher als gewesener Theilhaber Foyles erfahren haben, daß dieser Schlüssel auch in das Thürschloß zu Brighton passe! Ich sage Ihnen, meine Herren Geschworenen, der Schlüssel ist ein sehr gravirender Beweis, aber nicht nur der Schlüssel allein. Man hat auch weißen Kitt bei ihm gefunden, der nach Aussage einiger Experten mit dem der vergifteten Eier identisch sein soll. Freilich behaupten wieder Andere, daß man das nicht so bestimmt nachweisen könne, denn Kitt sei Kitt, ich aber frage: Wozu braucht ein Junggeselle überhaupt Kitt? Schon die Thatsache, daß man weißen Kitt in seiner Wohnung gefunden, ist verdächtig. Noch verdächtiger aber ist der Umstand, daß ein Constabler den Angeklagten gegen 2 Uhr Morgens aus dem Hause treten sah, zu welchem er den Schlüssel hatte und in welchem kurz darauf zwei Frauen nach dem Genuß von Eiern unter verdächtigen Symptomen gestorben sind. Meine Herren Geschworenen, ich bitte Sie, zu bedenken, daß das unwiderlegliche Thatsachen sind, die auf die Schuld des Angeklagten hinweisen! Was hatte er um 2 Uhr Morgens ohne Erlaubniß des Besitzers in einem fremden Hause zu thun? Warum weigert er sich, sein Alibi nachzuweisen? Er gibt zu, in jener Nacht in Brighton gewesen und am nächsten Morgen abgereist zu sein. Wie er die Zeit zwischen 10 Uhr Abends und 2 Uhr Morgens verbrachte, darüber verweigert er jede Auskunft; doch leugnet er nicht, vom Nachtportier seines Hotels um jene Stunde Einlaß begehrt zu haben. Warum sagt er nicht, was er in jener Zeit gethan? Meine Herren Geschworenen, erwägen Sie all' diese Thatsachen genau! Das Verbrechen ist ein so ungeheuerliches wie die Motive selbst . . ." In diesem Sinne sprach der öffentliche Ankläger noch eine halbe Stunde fort, indem er die Motive, die den Angeklagten zu der Missethat veranlaßten, grell beleuchtete und die Geschworenen aufforderte, unparteiisch ihres Amtes zu walten und ihr „Schuldig!" zu sprechen.

Wie eine Todtenglocke klangen die letzten Worte Isabella in den Ohren. Sie hatte mit großer Aufmerksamkeit die Zeugenaussagen verfolgt und auch die Rede des öffentlichen Anklägers bis zu dem Augenblick, wo er von der Weigerung des Angeklagten, sein Alibi nachzuweisen, sprach. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, der Saal drehte sich mit ihr im Kreise herum, ihr Herz drohte stillzustehen, und sie mußte sich an der Balustrade der Gallerie festklammern, um nicht umzusinken. Dieser Zustand dauerte aber nur wenige Augenblicke, mit eisernem Willen bezwang sie sich, athmete tief auf, und der Schwächeanfall ging vorüber.

Die brutale Art des öffentlichen Anklägers, die Schuld Threshers den Geschworenen in grellem Lichte darzustellen, empörte sie. Entrüstung und Zorn sind ein noch besserer Anwalt als Liebe. Während der „berühmte" Ankläger mit Wollust die Maschen um sein Opfer spann, als ob seine Lebensaufgabe darin bestände, dem Henker in die Hände zu arbeiten und den Galgen mit Menschenmaterial zu versehen, bereitete sich Isabella zu einer muthigen That vor. Die Methode des Anklägers, immer wieder darauf zurückzukommen, daß Thresher sich zu so früher Morgenstunde aus dem Hause geschlichen habe, erweckte ihren Zorn, der mit ihrem Stolz viel Verwandtes hatte, und als er nun gar haarklein bewies, daß der Angeklagte sich an ihr habe rächen wollen, stand ihr Entschluß fest, dem selbstbewußten Ankläger eine gründliche Niederlage zu bereiten. Kraft ihrer impulsiven Natur dachte sie keinen Augenblick an sich oder die Folgen ihrer Handlung.

Kaum hatte sich der öffentliche Ankläger unter Beifallsrufen der Menge mit siegesgewohnter Miene auf seinen Sitz niedergelassen und ehe noch der Vertheidiger seine Replik vorbringen konnte, erhob sie sich kerzengrade, schlug ihren Schleier zurück und rief mit glockenreiner, fester Stimme in den Saal hinab:

„Mylord, ich habe in dieser Angelegenheit etwas Wichtiges zu sagen, das gesagt werden muß! Ich flehe Sie an, mich anzuhören!"

Der Richter ärgerte sich, denn nichts kann einen Richter mehr ärgern, als eine Unregelmäßigkeit. Eine ganz fremde Weibsperson wagte es, den regelmäßigen Gang der Verhandlung zu unterbrechen, und noch dazu in dem wichtigsten Moment. Er hatte alle Ursache, sich zu ärgern; er blickte zu der ruhig aufrecht stehenden Ruhestörerin empor, er blickte lange hinauf. Jedermann im Saale richtete seine Blicke auf das stolze, schöne Weib. Der Richter machte sich einige Notizen und überlegte, blickte noch einmal hinauf, ehe er sich an den öffentlichen Ankläger wandte:

„Kennen Sie diese Per — — diese Dame?"

„Nein, Mylord!" entgegnete dieser wüthend.

„Auch Sie nicht, Sir Henry?" fragte er den Staatsanwalt.

„Doch, Mylord, es ist Frau Cope, von der wir im Laufe der Verhandlung gehört haben."

„Wissen Sie, was sie zu sagen hat?"

„Nein, das weiß ich nicht, aber ich möchte im Interesse der Gerechtigkeit beantragen, daß man sie anhöre!"

Die Geschworenen schlossen sich diesem Antrage an und der ganze Gerichtshof wäre am liebsten, wenn er es gewagt hätte, in ein Beifallsklatschen ausgebrochen. Der Lord-Richter zögerte, eine Unregelmäßigkeit zu begehen, aber ehe er noch zu einem Entschluß kam, ertönte die glockenreine Stimme wieder durch den Gerichtssaal:

„Mylord, der Angeklagte kam in jener verhängnißvollen Nacht auf meine Einladung in's Haus, ich selbst habe ihn eingelassen! Während er bei mir weilte, schlich sich ein anderer Mann hinein, der sich nach zehn Minuten wieder hinausstahl. Mein Freund ist an dem Verbrechen, dessen Sie ihn zeihen, unschuldig, das schwöre ich!"

Eine bedrückende Stille herrschte im Saale, die Aussage machte Sensation, die „Gesellschaft" war im höchsten Maße befriedigt.

Die Verlegenheit des Lord-Richters hatte sich dadurch nur vergrößert, denn Isabellas Bekenntniß mußte die Geschworenen beeinflussen und das paßte ihm nicht. Er ärgerte sich über diese Wendung, die er nicht zu ignoriren wagte; man hatte die Gepflogenheit des Gerichtshofes mißachtet. Das schließliche Ergebniß ernster Berathungen und vielen Kopfschüttelns war, daß man Frau Cope ihre Aussage unter Eid wiederholen ließ — mit der Aussicht auf ein Kreuzverhör, denn der Staatsanwalt stellte keine Fragen, er gab sich mit der Aussage zufrieden.

Dagegen setzte der öffentliche Ankläger seine strengste Miene auf, starrte, während er sich an Isabella wandte, krampfhaft auf einen Punkt an der Wand des Gerichtssaales, um dann, nach Art der Brillenschlangen, seinen stechenden Blick plötzlich auf sein Opfer zu richten, als dieses zu sprechen anfing. Seine Fragen lauteten:

„Sind Sie verheirathet, Zeugin?"

„Ich habe einen Ehevertrag geschlossen."

„Sind Sie verheirathet — ja oder nein?"

„Conventionell: ja."

„Erklären Sie näher, was Sie unter „conventionell" verstehen."

„Ich war beim Standesamt und habe den Ehecontract unterzeichnet."

„Sie sind also mit Herrn Cope verheirathet?"

„Unglücklicherweise ja."

„Weshalb unglücklicherweise?"

„Weil man mich durch List und Betrug zu der Ehe bewogen hat!"

Das Publikum schwebte im siebenten Himmel.

„Wer hat Sie dazu überredet?"

Keine Antwort.

„Wer hat Sie durch List und Betrug zu der Ehe veranlaßt? Antworten Sie!"

„Mein Vater," lispelte sie kaum hörbar.

Dem Beamten gefiel diese Antwort nicht, sie erinnerte ihn an eine unliebsame Episode aus seinem eigenen Leben, deshalb fuhr er zornig auf:

„Sie hätten wohl den Gefangenen vorgezogen?"

„Ich war mit ihm verlobt und hätte ihn auch geheirathet."

„Und deshalb fanden Sie es wohl passend, ihn in Abwesenheit Ihres Mannes um Mitternacht zu empfangen?"

„Nein, das fand ich nicht."

„Warum haben Sie ihn also in Abwesenheit Ihres Mannes um Mitternacht empfangen?"

„Weil ich ihm ob meiner Handlungsweise Aufklärung schuldig war."

„Um Mitternacht?!"

„Ja, um Mitternacht, denn am Tage hatte ich eine spionirende Freundin um mich. Und was ich ihm zu sagen hatte, war nur für seine Ohren bestimmt."

Auf diese Antwort ertönte auf der Gallerie ein leiser Schrei; die böse Fama behauptete, daß Lady Arabella, dicht verschleiert, sich in der dritten Reihe befand.

(Fortsetzung folgt.)

— Deplacirt. A.: So, die Rückkehr war äußerst schwierig? Nordpolreisender: Ja, ich sage Ihnen, es ging heiß her!

Für die Küche.

Gänseklein mit Aepfeln. Man reinigt und wäscht das Gänseklein sauber und kocht es in einem Quart Wasser, in das man vorher einen Löffel Salz, Wurzelwerk und ein Lorbeerblatt giebt, weich. Nun schält man ein Pfund Musäpfel, viertelt sie, schneidet das Kernhaus heraus und legt sie in eine Kasserolle, in welcher man eine Einbrenne von einer Unze Mehl hellbraun geschwitzt hat, giebt feingewiegte Mandeln, Korinthen, etwas Citronenschale hinein und löst die Einbrenne mit dreiviertel Quart der Gänseklein-Brühe auf. Man schmort diese Sauce so lange, bis die Aepfel weich sind, dann legt man das Klein hinein, läßt es nochmals aufkochen und schmeckt die Sauce mit einem Theelöffel Zucker ab.

Reis-Frikassee. In einer großen Kasserolle bringt man 3 Quart Wasser zum Kochen und schüttet, wenn es kocht, ½ Pfund Reis hinein, salzt ordentlich und fügt ferner drei große, fein gewiegte Zwiebeln und drei ganz dünne Scheiben von einer saftreichen Citrone, sowie ein Stück Butter in der Größe eines halben Eies hinzu. Darauf läßt man das Gericht unter häufigem Umrühren gut kochen und giebt etwa ¾ Stunde vor dem Anrichten 2½ Pfund Kalbfleisch, am liebsten aus der Keule, hinzu, das man in Scheiben von knapp 1 Zoll Dicke geschnitten und stark geklopft hat. Man kocht das Fleisch in dem Reisfrikassee gar und fügt 20 Minuten vor dem Anrichten einen Eßlöffel voll gewiegten Schnittlauch und Petersilie zu dem Gericht. Dieser wird dann noch mit 1 Eßlöffel in bestem Weizenmehl verkneteter Butter sämig gemacht und auf einer tiefen Schüssel servirt. Sehr verfeinert wird das Gericht, wenn man Spargel oder Blumenkohl, besonders gekocht, mit der Petersilie zu dem sonst fertigen Reisfrikassee giebt.

Reispudding mit Chokoladensauce. Man kocht ½ Pfund gewaschenen und gebrühten Reis in 1½ Quart siedender Milch mit einer Prise Salz weich und läßt ihn in einer Schüssel auskühlen; dann rührt man ½ Pfund Butter mit 8 Eidottern zu Schaum, mischt nach und nach 2 Unzen Zucker, 1 Löffel Vanille, ½ Pfund geriebene Chokolade, den erkalteten Reis, sowie zuletzt den festen Schnee der Eiweiße hinzu, kocht den Pudding in einer butterbestrichenen Form 1 Stunde lang und giebt ihn mit Cokoladensauce zu Tisch.

Makkaroni mit Käse. Mitteldicke Makkaroni wäscht man in Wasser aus, bricht sie in 3 bis 4 Stücke, kocht sie in Salzwasser ungefähr 12 Minuten, dann seiht man sie ab, schreckt sie mit kaltem Wasser, läßt sie in heißer Butter etwas ausdünsten und gibt sie mit darüber gestreutem geriebenem Parmesankäse zu Tisch.

Rehrücken, gebraten a la St. Hubert, mit Salat und Compott. Ein am Spieß oder in der Pfanne recht saftig gebratener Rehrücken wird beim Anrichten mit etwas Wachholdersauce übergossen, während man die übrige Sauce nebenbei servirt, mit Silberspießchen besteckt, an denen Sträußchen von ausgezackter Petersilie befestigt sind, und mit einer Garnirung von ganzen, nicht gar zu kleinen, in Butter und Citronensaft weichgedünsteten Champignons und gefüllten oder ungefüllten, in Fleischbrühe gar gekochten Morcheln verziert, die man rings um den Schüsselrand aufstellt.

Roastbeef mit Wachholderbeeren. 6 Pfund Roastbeef läßt man sich zurecht hacken und bringt sie, nachdem das Fleisch mehrere Tage abgehangen ist, mit ½ Pfund ausgebratenem Nierenfett und 10 zerstoßenen Wachholderbeeren in einen glühendheißen Ofen. Hier werden sie unter fleißigem Begießen eine Stunde gebraten, wenn man das Fleisch innen rosa, und zwei Stunden, wenn man es gar gebraten wünscht und dann anrichtet, indem man das Fleisch ringsum mit in Locken geschnittenem Meerrettich und mit in Butter ganz gebratenen Tomaten umgiebt. Die Sauce wird mit einem in kaltem Wasser zerquirlten Theelöffel voll Kartoffelmehl und einer von der Pfanne losgekocht und dann zum Braten servirt.

Mehlsuppe auf schlesische Art. — Auf sechs Portionen Suppe rechnet man drei gehäufte Eßlöffel voll Mehl und rührt in einem Pint guter Milch. Dann quirlt man es in's kochende Wasser, giebt Butter und Salz daran und quirlt die gut durchgekochte Suppe zuletzt mit einem in Milch verrührten Eidotter ab.

Theepunsch für kalte Tage. Eine Flasche heißen, nicht kochenden Rothweins und 1½ Quart stark gezogenen chinesischen Thee gießt man über 20 bis 25 Stück Würfelzucker und fügt dieser Quantität vor dem Auftragen ein 1½ Weinglas feinen Arrac hinzu.

Zwiebelfleisch. Gekochtes Rindfleisch wird in mitteldicke Scheiben geschnitten und diese mit etwas Essig besprengt. Man kann sie damit ein paar Stunden lang hinstellen, aber auch gleich brauchen. In einem Tiegel macht man nun gutes Bratenfett oder Butter heiß und thut dann erst reichlich gehackte Zwiebeln hinzu, die darin gelb werden müssen. Nun legt man das mit etwas Pfeffer und Salz bestreute Fleisch hinein und läßt es unter häufigem Umwenden langsam darin durchschmoren, bis es leicht gebraten erscheint und die Zwiebeln gelb sind.

Völlig überrascht.

In einem Berliner Blatt findet sich folgende hübsche Anzeige: Hocherfreut und völlig überrascht zeigen die Geburt eines kräftigen Jungen an Heinrich Ritterhaus, Gastw., nebst Frau. Johannisthal, den 30. Januar 1903.